

dtv

Was geschieht mit uns, wenn wir lesen, und warum tun wir es so gern? Muss man alles zu Ende lesen, und was sollte man wirklich über den Autor wissen? Muss man sich einschüchtern lassen von großen Werken, und wie nähert man sich denen am elegantesten, an denen man bislang, sich respektvoll verbeugend, vorbeigerauscht ist? Und wo liest man was am besten? Fragen, die jede leidenschaftliche Leserin und jeden Leser umtreiben und die Ulrich Greiner in seinem intelligenten und unterhaltsamen ›Leseverführer‹ behutsam und sehr persönlich beantwortet. Geschickt führt Greiner seine Leser von einfacheren Fragen zu immer komplexeren, von zugänglicheren Werken zu immer schwierigeren. Seine Lust am Lesen steckt an, seine vielfältigen Anregungen machen neugierig auf die unerschöpfliche Welt der Bücher. ›Ulrich Greiners Leseverführer‹ ist kein Kanon, sondern eine passionierte Gebrauchsanweisung für den Weg durch das schöne Labyrinth der Literatur.

Ulrich Greiner ist Literarchef der ›Zeit‹. Er war Gastprofessor in Hamburg, Essen und St. Louis, ist Mitglied des P.E.N.-Zentrums Deutschland und veröffentlichte u. a. ›Gelobtes Land – Amerikanische Schriftsteller über Amerika‹ (1997) und ›Mitten im Leben – Literatur und Kritik‹ (2000).

Ulrich Greiners

Leseverführer

Eine Gebrauchsanweisung
zum Lesen schöner Literatur

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Dezember 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung des C. H. Beck Verlages, München

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2005

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: »Die Lesende« (um 1880) von Jean-Jacques Henner

Satz: Verlag C. H. Beck

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13621-1

Für Franziska und Olivia

Inhalt

Zum Geleit	9
Erstes Kapitel	
Über die Lust und das Laster des Lesens	13
<i>Erste Pause</i>	
Wie viel muss man gelesen haben?	27
Zweites Kapitel	
Über das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit	31
<i>Zweite Pause</i>	
Was kann der Roman nicht?	48
Drittes Kapitel	
Über das Fortwirken literarischer Helden	53
<i>Dritte Pause</i>	
Was muss man über den Dichter wissen?	73
Viertes Kapitel	
Über gute Bücher mit schlechtem Ende	77
<i>Vierte Pause</i>	
Wo bleibt das Positive?	92
Fünftes Kapitel	
Über Anfänge – und was sie bedeuten	97
<i>Fünfte Pause</i>	
Muss man alles zu Ende lesen?	113

Sechstes Kapitel

Über Erzählhaltungen und Erzählperspektiven 117

Sechste Pause

Wo liest man was? 143

Siebtens Kapitel

Über Romane, die ihren eigenen Regeln folgen 145

Siebte Pause

Welche Helden wollen wir? 159

Achstes Kapitel

Über Romane, die mit dem Leser spielen 163

Achte Pause

Wie soll ein Buch aussehen? 176

Neuntes Kapitel

Über Romane, die nicht gut geschrieben sind 179

Neunte Pause

Was fehlt? 195

Zehntes Kapitel

Über das Leichte und das Schwierige 199

Anhang

Hilfsmittel und Adressen 207

Autoren und Werke 211

Zum Geleit

Lieber Leser,

ich kenne Sie als das unbekannte Wesen, das gerne liest. Und ich vermute, dass Sie nicht wissen, weshalb. Es gibt Menschen, die lieben es, spazieren zu gehen oder bergzuwandern, und wenn man sie fragt, warum sie spazieren gehen oder bergwandern, dann wissen sie keine rechte Antwort. Sie könnten zwar sagen: Ich liebe die frische Luft oder die schöne Aussicht, aber sie ahnen, dass die Antwort nicht ganz stimmt. Denn sie gehen auch bei Wind und Regen, bei Nebel und Frost. Sie gehen, weil sie gerne gehen. Und andere lesen, weil sie gerne lesen. Für solche Leser habe ich dieses Buch geschrieben.

Wer viel liest, der wird bald merken, dass das Lesen dem Wandern gleicht. Es gibt Augenblicke, da wird man müde und fühlt sich enttäuscht, man steht vor einer Wand und kommt nicht weiter. Auf einmal ist der Nebel so dicht, dass man den Weg nicht mehr sieht. Ein Führer wäre jetzt gut oder eine genaue Karte. Aufgeben aber, nach Hause gehen, das wollen Sie auch nicht. Sie lassen sich nicht so leicht beirren. Andererseits: Hier scheint es wirklich nicht weiterzugehen.

Als Leser wissen Sie, dass manche Bücher wie ferne Gipfel sind. Viel hat man von ihnen gehört. Manchmal sieht man sie durch die Wolken leuchten. Aber man kommt nicht hin, sie sind zu weit, zu hoch. Das stimmt, und es stimmt auch nicht. Ausdauer kommt durch

Übung, und Übung bringt Erfahrung. Zuweilen muss man nur genauer hingucken, und schon zeigt sich der Ausweg. Nicht alles ist so hoch, wie es scheint. Auch sind die Erfahrungen, die andere Leser auf diesem Weg schon gemacht haben, zuweilen nützlich. Sie können Ihnen allerlei Tipps und Hinweise geben. Ob Sie ihnen folgen, ist Ihre Sache. Selbst gehen müssen Sie ohnehin. Aber Sie wollen ja gehen, möchten ja lesen.

Für Sie also habe ich dieses Buch geschrieben – nicht für den Kenner und nicht für den Profi, nicht für den Germanisten und nicht für den Bibliothekar, erst recht nicht für den Leser von Bedienungsanleitungen, Statistiken und Lehrbüchern. Dieser Leser weiß, was er sucht. Sie aber wollen nicht suchen, sondern finden. Sie gehen in einen Roman hinein wie in ein fremdes Land. Um Romane soll es im Folgenden hauptsächlich gehen, um erzählende Literatur und um die besten Wege dorthin. Den einen und einzigen Weg gibt es nicht, denn letztlich geht jeder Leser einen anderen. Aber wenn man für eine Lesewanderung schlecht vorbereitet ist, wird man nicht weit kommen. Dieses Buch soll Ihnen helfen, besser gerüstet zu sein. Es wird Ihnen von meiner Leseerfahrung berichten (und von der anderer Leser), damit Sie daraus Nutzen ziehen können.

Es war immer die Aufgabe von Forschungsreisenden, ihrer Mitwelt Bericht zu erstatten, damit andere den gefährlichen Weg unter geringeren Gefahren nachgehen könnten. Nein, ich vergleiche mich nicht mit John Franklin, der die Nordwestpassage gesucht und dem Sten Nadolny in seinem Roman «Die Entdeckung der Langsamkeit» (1983) ein schönes Denkmal gesetzt hat. John Franklin und seine Mannschaft sind 1847/48 im Eis um-

gekommen, sie haben eine benutzbare Passage leider nicht gefunden. Lesen, zum Glück, ist weniger gefährlich. Aber gänzlich ohne Risiko ist es auch nicht. Es kann sein, dass Sie anders aus einem Buch herauskommen, als Sie hineingegangen sind. Das ist der Reiz der Sache.

Damit Sie keine falschen Erwartungen hegen: Dieses Buch enthält keinen Kanon der verbindlichen Texte. Es handelt sich auch nicht um eine Literaturgeschichte. An einer bunten Mischung von Beispielen will ich Ihnen zeigen, was Literatur ist, wie literarische Texte verfahren, was sie auszeichnet und was sie mit uns machen, wenn wir sie lesen. Das beginnt, zeitlich gesehen, bei Wolfram von Eschenbach und Laurence Sterne, es endet bei Günter Grass und Juli Zeh; und geografisch gesehen reicht es von Mario Vargas Llosa bis zu Iwan Gontscharow, von Virginia Woolf bis Italo Calvino und kehrt immer wieder zurück zur deutschen (deutschsprachigen) Literatur.

Liebe Leserin,
ich hoffe, Sie fühlen sich in meiner Anrede eingeschlossen. Ich hoffe, Sie gehören nicht zu jenen, die jeder Bezeichnung dieses seltsame «-in» angefügt sehen wollen, als ob das grammatische Geschlecht identisch wäre mit dem biologischen. Ich könnte natürlich immer LeserIn schreiben, wie es behördliche Regelungen vorsehen, aber das käme mir komisch vor. Sowieso ist klar, dass die meisten Romanleser Romanleserinnen sind, das kann jeder Buchhändler bestätigen. Wobei wiederum die meisten Buchhändler Buchhändlerinnen sind.

Erstes Kapitel

Über die Lust und das Laster des Lesens

Die Frage, warum wir lesen, ist weder leicht zu beantworten noch unerheblich. Die Antwort gibt nämlich Auskunft über das Wesen der Literatur. Sie gibt Hinweise darauf, weshalb der eine Romane schreibt und der andere sie liest. Beides ist ja nicht selbstverständlich und kann durchaus mühsam sein. Es versteht sich auch nicht von selbst, dass die so genannte schöne Literatur in unserer Welt ein so hohes Ansehen genießt, dass zum Beispiel die Frankfurter Buchmesse ein Ereignis ist, dem Bundeskanzler und Minister beiwohnen, und dass etwa die Vergabe des Literaturnobelpreises eine Nachricht ist, die selbstverständlich in der «Tagesschau» gemeldet wird. Auch scheint es erklärungsbedürftig, weshalb die Öffentlichkeit (jedenfalls in den meisten europäischen Ländern) dazu neigt, im Schriftsteller eine moralische Instanz zu sehen, deren Rat und Meinung in strittigen Fragen von Bedeutung sind.

Warum also lesen wir Romane? Um uns zu zerstreuen, zu unterhalten, zu amüsieren, wäre eine probate Antwort. Das glaube ich nicht. Wenn das unser einziges Ziel wäre, würden wir fernsehen oder ins Kino gehen oder, wenn wir gesellig sein sollten, ins Café, in eine Diskothek oder auf den Sportplatz. Gut, lautet eine andere Antwort, wir lesen, um etwas zu lernen, über andere Länder, andere Sitten, andere Zeiten. Auch das glaube ich nicht. Um an

solche Informationen zu kommen, wäre es doch besser, Geschichtsbücher, Biografien und Reiseberichte zu lesen.

Romanen, das ist hinlänglich bekannt, kann man nicht trauen. Im Englischen gehören sie zur Abteilung *fiction*. Fiktion heißt: Jemand hat sich das ausgedacht. Ob es wahr und zutreffend ist, ob es mit der historischen Wirklichkeit übereinstimmt, das wissen wir zumeist nicht. Es kann sein, oder auch nicht. Was Herman Melville in seinem Roman «Moby-Dick» (1851) über die Technik und Ökonomie des Walfangs erzählt, ist verbürgt durch eigene Erfahrung und durch sein Studium wakkundlicher Werke. Aber können wir aus Hölderlins «Hyperion» (1799) wirklich etwas über die Griechen und ihren Freiheitskampf erfahren? Wir lernen etwas über das Griechenlandbild der Deutschen, über Hölderlins Enthusiasmus für die Ideale der Französischen Revolution und seine Verzweiflung über die deutschen Zustände. Aber um diese Begriffe und Sachverhalte zu verstehen, müssen wir nicht «Hyperion» lesen, dafür genügt eine gute Literaturgeschichte.

Warum also? Meine Antwort lautet: Eskapismus. Darunter versteht das Lexikon die Flucht vor der Wirklichkeit in eine Scheinwelt. «Escape from Alcatraz» heißt ein berühmter Film von Don Siegel (1979). Clint Eastwood, der Held, ist auf der Gefängnisinsel Alcatraz eingesperrt. Sie besteht eigentlich nur aus einem gewaltigen Felsbrocken, der mitten in der Bucht von San Francisco liegt. Von hier zu fliehen, gilt als aussichtslos. Natürlich, sonst hätte der Film nichts zu erzählen, gelingt dem Helden die Flucht.

Es ist wohl so, dass wir den Alltag und die Wiederkehr des Gleichen gelegentlich, vielleicht auch sehr oft als ein Gefängnis empfinden, aus dem wir in das Reich der Vorstellungen, der Fantasien und der Tagträume entfliehen.

Die meisten Menschen tun das, ohne sich dessen immer bewusst zu sein. Ich behaupte nun, dass dieses Fluchtbedürfnis Hauptantrieb der Leseleidenschaft ist. Literatur zu schreiben und zu lesen ist eine hoch entwickelte Form des Eskapismus. Schauen wir uns das folgende, 1980 geschriebene Gedicht von Hans Magnus Enzensberger an:

Der Fliegende Robert

Eskapismus, ruft ihr mir zu,
vorwurfsvoll.
Was denn sonst, antworte ich,
bei diesem Sauwetter! –,
spanne den Regenschirm auf
und erhebe mich in die Lüfte.
Von euch aus gesehen,
werde ich immer kleiner und kleiner,
bis ich verschwunden bin.
Ich hinterlasse nichts weiter
als eine Legende,
mit der ihr Neidhammel,
wenn es draußen stürmt,
euern Kindern in den Ohren liegt,
damit sie euch nicht davonfliegen.

Im «Struwelpeter», dem legendären Kinderbuch des Frankfurter Arztes Heinrich Hoffmann (1845), wagt sich der kleine Robert, allen Warnungen zum Trotz, bei Regen und Sturm hinaus ins Freie. Er trägt, was kleine Jungen eigentlich selten tun, einen Regenschirm. Der Sturm packt ihn, und der Junge verschwindet als der «Fliegende Robert» im Himmel. Darauf bezieht sich Enzensberger, und er dreht die Nutzenanwendung des Lehrstücks in ihr

Gegenteil. Die Zurückgebliebenen sind nur «Neidhammel», und Robert wagt aus freien Stücken den Flug. Es ist der Flug ins Reich der Fantasie, und den Vorwurf des Eskapismus erheben nur diejenigen, die feige und einfalllos genug sind, um am heimischen Herd zu verharren.

Wer also das Gefühl haben sollte, Eskapismus sei etwas Verächtliches und Flucht eigentlich eine Schande, den belehrt Enzensbergers Gedicht, dass man es auch umgekehrt sehen kann. Diese Sichtweise hat den Vorzug, dass sie der literarischen Lektüre keinen vordergründigen Nutzen unterstellt. Der könnte allenfalls in einer Steigerung der Lese- und Sprachfähigkeit bestehen, und das wäre ja nicht wenig. Aber auch hier gilt, dass man diesen Effekt ebenso gut durch die Lektüre von Sachbüchern erreichen könnte. Worin der eigentliche Gewinn des Lesens von Romanen liegt, das werden wir im Verlauf dieses Buches noch sehen. Zunächst gilt die Wahrnehmung, dass man beim Lesen im Buch verschwindet wie der Fliegende Robert im Himmel.

Fängt nicht jedes Lesen so an? Wir fürchten uns mit Rotkäppchen vor dem bösen Wolf und freuen uns, wenn es Hänsel und Gretel gelingt, die Hexe zu verbrennen. Wir lauschen mit Heidi dem Glockenklang des Frankfurter Doms und bestehen mit Old Shatterhand die gefährlichsten Zweikämpfe. Wir springen mit der roten Zora die steilsten Klippen hinab und fliegen mit Nils Holgersson auf dem Rücken des Gänserichs in den schwedischen Frühling hinein. Schon in frühesten Jahren zeigt sich, wes Geistes Kind man ist, es zeigt sich das Ausmaß der Verführ- und Entführbarkeit. Man liest Karl May und Enid Blyton, «Jim Knopf» und «Harry Potter» und den «Herrn der Ringe» – und all die anderen furchtbaren und wun-

derbaren Schmöker. Und die Frage, ob das große Literatur sei, kümmert einen überhaupt nicht.

So fängt es an. Später aber, wenn man vielerlei gelesen hat, taucht die Frage von selbst auf. Sie beantwortet sich durch den Vergleich, den man gar nicht sucht. Es kann zum Beispiel passieren, dass man irgendwann zu viel Enid Blyton gelesen hat und auf einmal sieht, wie simpel ihre Geschichten gestrickt sind, so dass es leicht wäre, wenn man die Methode einmal begriffen hat, sie zu imitieren. Was ja in der Tat auch geschehen ist, denn viele Blyton-Romane stammen gar nicht von ihr selbst. Die Frage des Qualitätsunterschieds werden wir im Lauf unserer Betrachtung noch häufiger erörtern. Ich stelle mir das so ähnlich vor wie bei einem Wanderführer mit wachsendem Schwierigkeitsgrad. Als geübtem Wanderer wird es Ihnen am Ende nicht schwer fallen, jene Höhen zu erklimmen, wo die unglaublichste Aussicht herrscht.

Worin diese Aussicht bestehen könnte, ist vorher nicht zu bestimmen. Sie ist mit Sicherheit nicht für jeden Leser dieselbe. Im «Stimmenimitator» von Thomas Bernhard, einer Sammlung erfundener Anekdoten, erschienen 1978, findet sich unter dem Titel «Schöne Aussicht» die folgende Geschichte, die ich leicht gekürzt zitiere:

Auf dem Großglockner hatten, nach stundenlangem Aufstieg, zwei freundschaftlich miteinander verbundene Professoren der Universität Göttingen, die in Heiligenblut einquartiert gewesen waren, den Platz vor dem oberhalb des Gletschers montierten Fernrohr erreicht. Sie hatten sich naturgemäß der einzigartigen Schönheit dieses Hochgebirges nicht entziehen können und einer hatte immer wieder den Anderen zuerst durch das Fernrohr schauen und sich

auf diese Weise den Vorwurf des Anderen ersparen wollen, er dränge sich an das Fernrohr. Schließlich hatten sich die beiden einigen können und der ältere und gebildete hatte zuerst durch das Fernrohr geschaut und war von dem Gesehenen überwältigt gewesen. Als sein Kollege jedoch an das Fernrohr herantreten war, hatte er, kaum daß er durch das Fernrohr geschaut hatte, einen gellenden Schrei ausgestoßen und war tödlich getroffen zu Boden gestürzt. Dem hinterbliebenen Freund des auf diese merkwürdige Weise Getöteten gibt es naturgemäß noch heute zu denken, was *tatsächlich* sein Kollege im Fernrohr gesehen hat, denn *dasselbe* bestimmt nicht.

Wir können diese Geschichte als eine Parabel über literarische Mentalitäten lesen. Wie reagiert der Literaturleser angesichts des Einzigartigen und Überwältigenden? Geht es darum, dass der eine Leser die Wahrheit erkennt und der andere nicht? Wichtig ist der letzte Satz der Anekdote: Die beiden, die durch das Fernrohr geschaut haben, haben bestimmt nicht dasselbe gesehen. Der eine war überwältigt, und er hat davon erzählen können. Was der andere gesehen hat, wissen wir nicht, aber es wird schrecklich gewesen sein. Der Blick in die Nachtseite unserer Existenz, der Anblick des Ungeheuerlichen kann einem die Sprache verschlagen, aber diesen Blick zu riskieren, ist die hervorragende Aufgabe der Literatur.

Nun müssen Sie, lieber Leser, nicht befürchten, es werde Ihnen am Ende ergehen wie jenem Göttinger Professor. Und noch befinden wir uns ja erst am Fuß des Vorgebirges, die Gipfel sind noch weit. Was ich meine, ist lediglich der Unterschied zwischen verschiedenen Lesetemperaturen und Wahrnehmungen. Und der Unter-

schied zwischen wirklichen Lesern und Zufälligkeitslesern. Es gibt wohl Menschen, die schon von Kindesbeinen an mit beiden im Leben stehen, Menschen, deren Wünsche nie weiter gehen als ihre Tatkraft und deren Fantasie an jenen Grenzen endet, die das Reich des Möglichen setzt. Ich gebe zu, dass ich diese Menschen ab und zu beneide, denn ihre Tüchtigkeit, unbehindert durch inneren Widerstand oder träumerische Erschlaffung, ist unübersehbar. Es ist unwahrscheinlich, dass Sie zu diesem Menschenschlag gehören, sonst würden Sie dieses Buch (und all die anderen) nicht lesen. Man sollte aber die tüchtigen Menschen, die ein Lehrbuch jederzeit einem Roman vorziehen, weder bewundern noch verachten. Ohne sie hätten wir weder das Fahrrad noch den Computer. Was wir allerdings ohne die anderen wären, ohne die Dichter und Denker, die Visionäre und die Fantasten, ist leicht zu sagen: Wir wären schrecklich ärmer.

Der wirkliche Leser, so verstehe ich Thomas Bernhards Anekdote, ist erschütterbar. Er hat ein Sensorium für die Möglichkeitswelt hinter dem Alltag und jenseits des bloß Tatsächlichen. Wir müssen aber hinzufügen, dass dieses Sensorium sehr oft aus einem Gefühl des Mangels entsteht. Wäre man mit allem einverstanden und rundum glücklich, so gäbe es keinen Grund, ein Fliegender Robert sein zu wollen. Anton Reiser, in dem gleichnamigen Buch von Karl Philipp Moritz (1790), ist einer von denen, die schon in jungen Jahren «Unordnung und frühes Leid» (so der Titel einer Erzählung von Thomas Mann) erfahren und in den Büchern nach Ausgleich suchen. Es heißt dort:

Durch das Lesen war ihm nun auf einmal eine neue Welt eröffnet, in deren Genuß er sich für alle das Unangenehme in

seiner wirklichen Welt einigermaßen entschädigen konnte. Wenn nun rund um ihn her nichts als Lärmen und Schelten und häusliche Zwietracht herrschte, oder er sich vergeblich nach einem Gespielen umsah, so eilte er hin zu seinem Buche. (...)

Am häufigsten las er, wenn er seinen jüngern Bruder wiegte, und wann es ihm damals an einem Buche fehlte, so war es, als wenn es ihm itzt an einem Freunde fehlt: denn das Buch mußte ihm Freund, und Tröster, und alles sein.

Im neunten Jahre las er alles, was Geschichte in der Bibel ist, vom Anfange bis zu Ende durch; und wenn einer von den Hauptpersonen, als Moses, Samuel, oder David, gestorben war, so konnte er sich Tage lang darüber betrüben, und es war ihm dabei zu Mute, als sei ihm ein Freund abgestorben, so lieb wurden ihm immer die Personen, die viel in der Welt getan, und sich einen Namen gemacht hatten.

Das ist Eskapismus der reinsten Art. Hier wird das Lesen zum Fluchthelfer, und diese Flucht führt nicht in ein ungefähres Nirgendwo, sondern es erschafft eine Wirklichkeit eigener Qualität, eine Gegenwirklichkeit, die dann eine größere Geltung haben kann als die eigentliche. Was aber wäre die eigentliche Wirklichkeit? Heinrich von Drendorf, der Held in Adalbert Stifters Roman «Der Nachsommer» (1857), besucht einmal mit seinen Eltern eine Aufführung von Shakespeares «Lear» im Wiener Burgtheater. Er fühlt sich zu Tränen gerührt und empfindet das, was scheinbar nur auf der Bühne geschieht, als «die wirklichste Wirklichkeit», als eine Wirklichkeit höherer Ordnung. «Der Nachsommer» ist der kühne Versuch, diese höhere Wirklichkeit mit der wirklichen Wirklichkeit zu versöhnen und in eine vollkommene Harmonie zu